

Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 46 (1994)
Heft: 1

Artikel: "Es ist noch nicht aller Tage Abend"
Autor: Deuber, Walo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-932085>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Es ist noch nicht aller Tage Abend»

Der Schweizer Filmmacher Xavier Koller realisiert gegenwärtig einen Film für die Disney-Studios. Walo Deuber, Ko-Autor bei Kollers «Der schwarze Tanner» (1986), hat in Santa Monica mit ihm über seine Arbeit in den USA und seine Sicht auf den Schweizer Film gesprochen.

Walo Deuber

Xavier, wie geht's in Hollywood? Meine Frau Sabina und ich leben hier in Santa Monica, nicht in Hollywood, und das Studio von Disney, wo ich arbeite, ist in Burbank, am anderen Ende von Los Angeles; Hollywood liegt dazwischen.

Viele Filmmacher möchten hier Fuss fassen. Warum ist es gerade dir gelungen?

Ob ich hier tatsächlich Fuss gefasst habe, weiss ich nicht, dies ist jetzt einfach mal ein beruflicher Einstieg an diesem Rand des Ozeans. Der Weg hierher war einerseits mit viel Arbeit verbunden, andererseits war eine Portion Glück mit dabei. Dazu kam die Faszination, die Herausforderung, der ich mich stellen wollte.

Wie bist du konkret an das Filmprojekt «Indian Warrior» herangekommen?

Nach dem Oscar für «Reise der Hoffnung» gab es eine ganze Anzahl Angebote; Bücher, bei denen ich fand, ich könne sie nicht machen, weil ich die Kultur dieses Landes, worauf sie basierten, zu wenig kannte. Es war alles sehr exotisch für mich. Ich sagte mir, wenn ich einen Film mache, will ich etwas, das ich verstehe, zu dem ich ein Verhältnis habe. Ein Projekt kam dann nicht zustande, weil wir es nicht finanzieren konnten. Ich hatte schon vor dem Oscar einen Agenten hier und ich bat ihn, mir ein Projekt zu finden. Und so trat dann letzten Winter Disney mit «Indian Warrior» an mich heran.

Was unterscheidet die Arbeit hier für Disney von der Arbeit, wie du sie von der Schweiz her kennst?

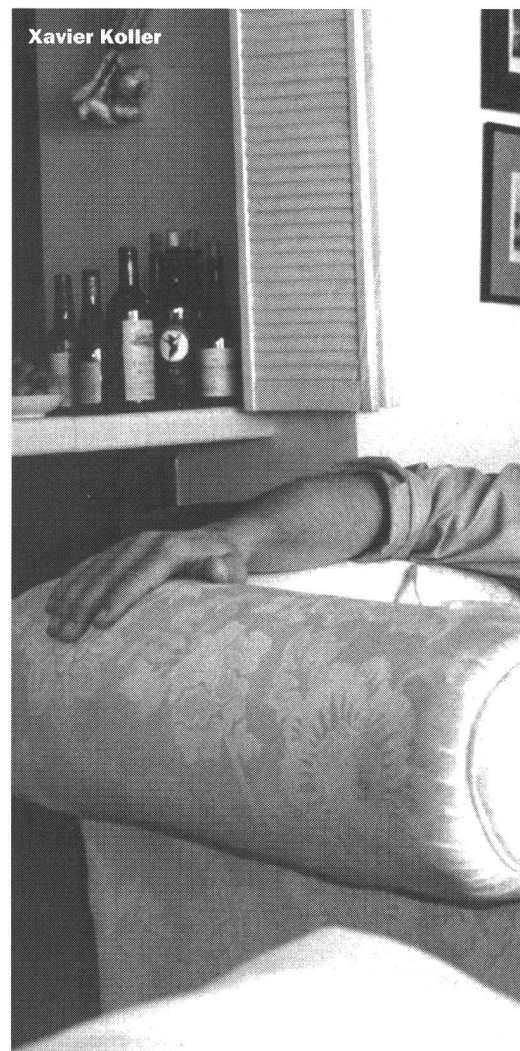
Ich musste keine Briefe schreiben im Stil von «Sehr geehrte Kommission, bitte geben sie mir einen Drehbuchbeitrag von 15'000 Franken». Diese Routinearbeiten, die teils erniedrigenden Briefe, um Geld zu sammeln, sind weggefallen. Das war auf der einen Seite eine grosse Erleichterung, auf der anderen kam ich enorm unter Druck.

Was für eine Art von Druck?

Beispielsweise war ich mit einer grossen Erwartungshaltung konfrontiert. Man bekommt ein Projekt präsentiert und soll sich innert zwei Tagen bezüglich seiner Visionen dazu äussern. Hier spricht man immer von Visionen. Als ich dann meine Visionen vorstellte, haben sie gefallen, und alles ging sehr schnell. Noch am gleichen Freitag fiel die Entscheidung, und am Montag begann ich zu arbeiten.

Wer entscheidet denn das?

Das sind die Executives in den Studios, die müssen dann ihre Entscheide oben präsentieren, und dann heisst es: Okay, wir wagen es. Dann setzt eine ganze Maschinerie ein. Hier war einiges schon vorausgeplant, etwa dass in Kanada gedreht wird, weil dort die Löhne nicht so hoch sind und weil es die passenden Drehorte gibt. Man hat, schon bevor ich dabei war, einiges festgelegt. Da war also eine Art Geleise, an das ich mich anpassen musste, das ich aber auch – dank Sabina – stark verändert habe. Dann hiess es: Weissst du denn überhaupt, was ein Disney-Film ist? Ich sagte, ich kenne verschiedene Disney-Filme, aber was soll die Frage? Erklärt es mir doch. Ich erhielt zur Antwort, das könne man nicht erklären, das müsse man



wissen. Ich erwiderte, ich könne eigentlich nur Filme machen, so wie ich sie mache, mit dem Wissen, dass es ein Film für Disney, also Familienunterhaltung ist. Ich könne nicht amerikanisches Filmmachen imitieren, ich sei schon zu erfahren, um auf irgendeine Pseudoform ein-

zusteigen.

Wie hat sich die Sache dann entwickelt? Gab es Konflikte?

Ja, es gab schon grosse Konflikte respektive Fragezeichen, da die Leute fast Angst kriegten und zweifelten, ob ich ihre Erwartungen erfüllen könne. Denn es existieren natürlich feste Vorstellungen, wie ein Film funktionieren, in welches Schema er passen muss.

Aber hat's denn auch Spass gemacht beim Drehen?

Der Dreh ist von der Organisation her viel anspruchsvoller. Wenn man 150, teilweise 200 Leute in der Equipe hat, dann bringt das eine ganz andere Art der Vorbereitung und der Organisation mit sich. Das heisst vor allem, dass es weniger Flexibilität gibt. Dazu kam, dass die Zeit der Vorbereitung kurz war und ich deshalb täglich improvisiert habe, was ein irrsinniges Risiko ist bei einem solchen Film. Zum Beispiel kam der Kameramann erst eine Woche vor Drehbeginn

stimmt worden und dann hat man diese «Armee» losgelassen.

Kontrollieren die «Feldherren» dieser «Armee» in Hollywood das Projekt sehr genau?

Natürlich. Aber das Geld ist da, es ist nicht so, dass der Schnauf ausgeht und man nicht fertigmachen kann. Das ist der Vorteil dieser Studios, die einen zwar genau kontrollieren, aber auch sehr viel Unterstützung geben. Wenn denen das Material gefällt, dann drücken sie zuerst

ein Auge zu, dann beide und sagen: Hoffentlich kommt das gut heraus.

Wenn du heute zurückschaust auf deine früheren Filme, welches Verhältnis hast du zu ihnen?

Meine früheren Filme gehören zu meiner Vergangenheit, in eine Umgebung, wo meine Wurzeln sind, und zu Menschen, mit denen ich verbunden bin. Mich faszinierte es, ein dramatisches Gefüge zu konstruieren, das ganz realistisch aussieht, obwohl es nicht realistisch ist. Es geht eigentlich immer um das Gleiche. Ich habe nicht zu jedem Film ein anderes Verhältnis, sondern es ist immer das dramatische Grundkonzept, das funktionieren muss. Insofern werte ich meine Arbeiten nicht, ich habe keine Rangliste. Es ist jedesmal ein anderer Zeitabschnitt meines Lebens, und da die Arbeit ein Teil des Lebens ist, sind die Filme mehr Teile des Lebens als der Arbeit.

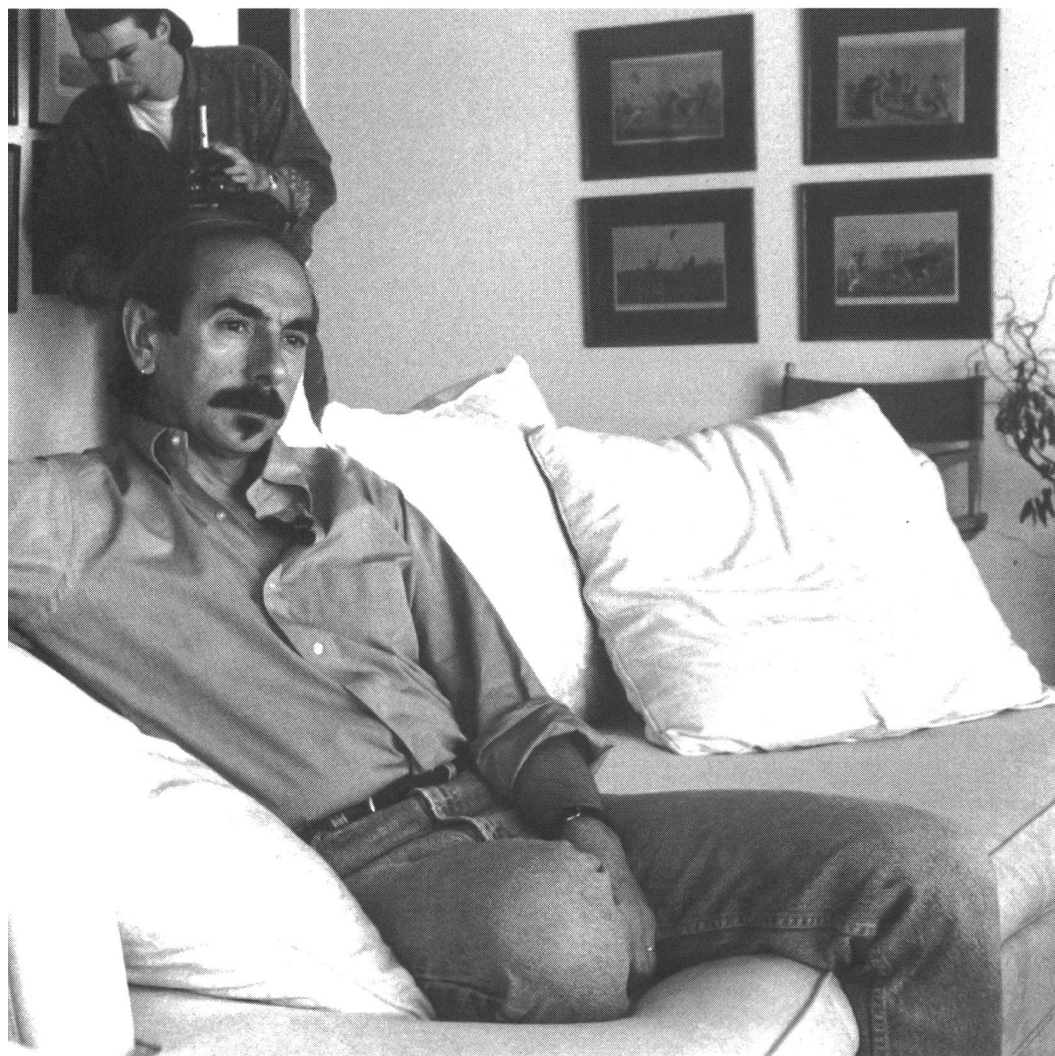
«Reise der Hoffnung» hat eine spezielle Stellung eingenommen...

Ja, eigentlich unverhofft, denn der Erfolg war natürlich nicht planbar. «Reise der Hoffnung» ist auch ein aus dem Bauch heraus entstandener Film, noch viel mehr als meine anderen Filme, weil es ein Film

Ja, es hat grossen Spass gemacht, weil du eine ganze Anzahl Leute hinter dir hast, die dich unterstützen. Das ermöglicht eine sehr kreative, intensive Arbeitsweise.

Wo siehst du beim Drehen die Unterschiede zur Schweiz?

dazu, man besichtigte schnell die Drehplätze und begann zu drehen. Eigentlich geht alles fast unverantwortlich schnell, verglichen mit unserem Selbstverständnis, verglichen damit, wie in der Schweiz ein Film gemacht, minutiös vorbereitet wird. Aber der Arbeitsablauf ist so be-





GESPRÄCH MIT XAVIER KOLLER

war, den ich machen musste, aus meiner Betroffenheit heraus. Er war nicht darauf angelegt, ein spezieller Erfolg zu werden, sondern ist die Auf- oder Abarbeitung einer Form von Mitschuld oder Mitverantwortung an der im Film dargestellten Situation. Mich haben zuerst die Menschen interessiert, und nicht das

dasselbe. Das ist eine ermüdende, aber auch gute Erfahrung, die ich einmal machen musste, um sagen zu können: Ok, das reicht jetzt, ich hab' die Nase voll, meine Arbeit ist nicht «schnorren», meine Arbeit ist «machen».

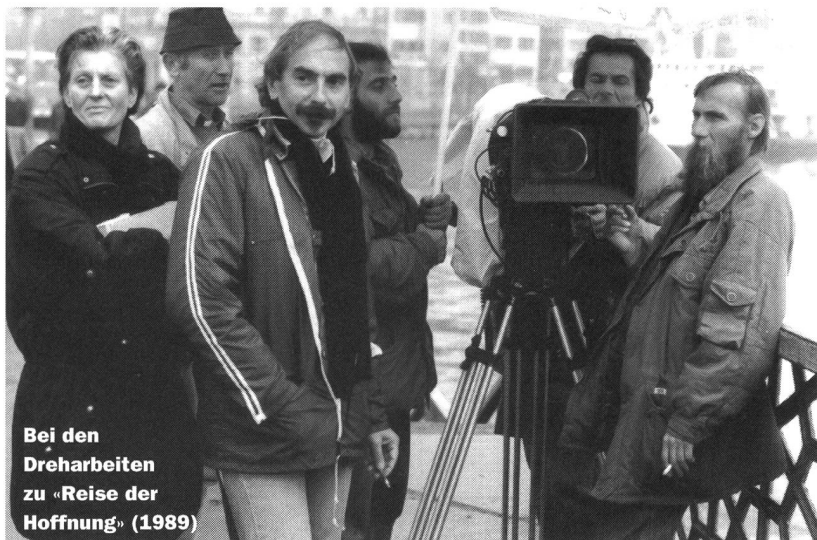
Was braucht es sonst noch, um sich hier, wo Film eine bedeutende Industrie

15 Jahren sehr stark verändert. Das hat nicht nur mit den Filmen etwas zu tun, sondern auch mit deren Rezeption, mit dem Publikumsgeschmack und -interesse. Vor einigen Jahren hat es viel mehr klare Linien gegeben, auch politische. Es hat bestimmte Ideen gegeben, hinter denen man gestanden ist. Zudem ist heute der Platz viel enger, die Konkurrenz grösser. Ich glaube auch, dass Originalität und Qualität teilweise eher abgenommen haben. Aber vielleicht sagen alle Leute fortgeschrittenen Alters: «S'isch nümme 's gliich». Ausserdem ist es heute auch schwerer, in den Markt hineinzukommen, weil er vom Fernsehen dermassen übersättigt ist. Und es gibt so viele Filme, mit denen man konkurrieren muss. Also muss man etwas Spezielles finden, das die Leute sehen wollen, weil es etwas mit ihnen zu tun hat – speziell in einem kleinen Kulturraum wie der Schweiz oder dem deutschsprachigen Raum.

Was sagst du zum amerikanischen Ziel, 98 Prozent des europäischen Marktes zu erobern?

Wird der Schweizer Film überrollt? Das glaub ich nicht. Es ist eine für dieses Land typische Vorstellung: «D'Ärmel hinderelitze», Cowboystiefel anziehen und mit dem Revolver spielen. Film ist hier wirklich eine Industrie und, soviel ich weiss, der zweitgrösste Exportartikel. Das sind Milliarden, das ist Macht, und das sind Märkte, die man erobern muss. Aber ich hoffe, dass die Europäer nicht aufgeben. Ich glaube, es lohnt sich, dafür zu kämpfen, dass man die eigene Identität behält, gerade beim Film, der ein so wichtiges Medium ist. Da ist jedenfalls noch nicht aller Tage Abend. Ich habe das Gefühl, dass die Leute mit der Zeit wieder eine Form von Identität, die in ihrem eigenen Sprachraum, ihrem eigenen Kulturraum wächst, auf der Leinwand sehen möchten. Es liegt an uns, das so zu präsentieren, dass wir die Leute auch ansprechen. ■

Walo Deuber ist Chefredaktor des Kinomagazins «CloseUp» beim Teleclub. Transkription: Christof Stillhardt



Bei den Dreharbeiten zu «Reise der Hoffnung» (1989)

mögliche Resultat, das, was nachher ist. Obwohl ich inzwischen auch gelernt habe, wie wichtig es ist, dass der Film nicht nur auf dem Set oder im Schneiderraum stattfindet, sondern auch mit dem Publikum. Erst dann findet Kommunikation statt.

Wie ist es nach dem Oscar für «Reise der Hoffnung» weitergegangen?

Ich bin kein Strategie meiner Karriere, obwohl ich eine innere Leitlinie habe, ein Grundgefühl, dem ich folge, indem ich versuche, mich immer neuen Herausforderungen zu stellen, die Grenzen ein bisschen mehr zu öffnen und andere Geschichten zu erzählen. Das hat sich auch mit «Reise der Hoffnung» nicht geändert, aber ich bin in einen Strudel geraten, in dem du hochgeschossen und runtergezogen wirst. Am Anfang ist das sehr verwirrend. Man hat das Gefühl, man ist immer noch der gleiche Mensch, steht aber plötzlich im Scheinwerferlicht für etwas, das man nicht anders gemacht hat als bisher. Das hat grosse Folgen, man wird herumgereicht und erzählt sehr oft

ist, durchzuschlagen?

Diese Frage kann ich noch nicht beantworten, weil es meine erste Erfahrung ist, und der Film noch nicht fertig ist. Man wird sehen, ob es dann genug gewesen ist oder nicht. Ich wage es nicht, Prognosen zu stellen.

Wie geht es weiter?

Ich weiss es nicht. Ich habe ein paar Projekte, die ich weiterverfolgen werde, aber es wird ganz davon abhängen, wie der Film präsentiert wird, innerhalb des Business hier, das wie ein Dorf funktioniert: Jeder weiss, was läuft. Hier wird wahnsinnig viel telefoniert, jeder kennt jeden und sagt «Häsch gehört?».

Kannst du dir vorstellen, wieder in der Schweiz einen Film zu machen?

Ja, ich habe noch ein paar Projekte, die ich gern machen würde.

Was machen deine Kollegen falsch, dass es der Schweizer Film so schwer hat?

Das kann ich nicht sagen! Ich habe genau das gleiche gemacht, gleich richtig oder falsch. Die Situation hat sich in den letzten